

Zwischen Himmel und Erde

Unsere Autorin ist katholisch erzogen worden. Seit Jahren wachsen ihre Zweifel – an der Kirche, aber auch an Gott. Trotzdem schafft sie es nicht so einfach, aus ihrer Glaubensgemeinschaft auszutreten. Was hält sie zurück? Über die persönliche Suche nach einer Wahrheit

Text
CHRISTINA
FLEISCHMANN

Illustrationen
CRISTINA
DAURA





den Mund aufmachte, würde wortlos den Raum verlassen. In der Hoffnung, dass dadurch etwas von meiner Verletztheit auch für ihn spürbar wird. Das Aberwitzige daran: Ich verhalte mich normalerweise nicht so, schon gar nicht über so lange Zeit, über Jahrzehnte hinweg. Mit jeder Beziehung habe ich ein versöhnliches Ende gefunden. Mit der Kirche verharre ich verbitterter. Weil sie kein menschliches Wesen ist, nicht fühlt, nicht reagiert, weil mein Schmerz kein Echo findet, wodurch er getilgt werden könnte.

Dass wir wieder zueinander finden, diese Hoffnung habe ich aufgegeben. Aber ich möchte zu einer friedlichen Lösung kommen, egal welcher. Dafür muss ich verstehen, was zwischen uns passiert ist in den vergangenen zwanzig Jahren, warum ich mich fühle wie eine Hintergangene und bocke wie ein Kind. Ich verabrede mich mit Menschen, die mit der Kirche zu tun haben, sie vertreten, analysieren, kritisieren. Menschen, von denen ich mir im Dialog Erkenntnisse über mein Verhältnis zur Kirche erhoffe.

Eine Entfremdung setzt Nähe voraus. Zu finden ist sie in meiner Kindheit. Katholisch erzogen in einem Dorf im Norden Bayerns. Sonntags die Messe. Die Eucharistie sprach ich im Kopf mit und bewegte dazu die Lippen. Die Texte kannte ich auswendig, über ihren Sinn dachte ich nie nach. Dennoch entwickelten sie sich über die Jahre zu etwas Vertrautem, genauso wie die Bekreuzigung mit Weihwasser beim Betreten der Kirche, der Knicks, bevor ich mich in die Bankreihe setzte, der Geruch von Weihrauch.

Als Kind betete ich jeden Abend vor dem Einschlafen, das immer gleiche kurze Gebet. Danach meine Bitten an den lieben Gott, er möge meine Familie beschützen und sich gut um meinen Opa kümmern, der schon oben war im Himmel. Dieses Ritual beruhigte mich. Gott, der Vertraute, dem ich meine Gedanken und Ängste zuflüstern konnte.

Doch in seinem Haus, in dem ich ihm nah sein sollte, offenbarte er sich mir anders. Oft fühlte ich Beklemmung in der Kirche, diesem großen, kalten Raum mit seinen Heiligenfiguren, die vorwurfsvoll leidend auf mich herabschauten. Auf mich in meinen herausgeputzten Sonntagskleidern. Die Gläubigen saßen steif und andächtig in den unbequemen Holzbänken, zum Orgelspiel leierten sie ihre Lobgesänge, meine Großmutter neben mir besonders laut. An einem heißen Sonntag, an dem Weihrauch die Luft beschwerte, brach einige Reihen vor mir ein Junge zusammen wie ein Soldat, der bis zur Ohnmacht Haltung bewahrte. Erst beim

Verlassen der Kirche kehrte Leben in die Gemeinde zurück. Die Menschen bildeten Trauben, plauderten, lachten. Ich wollte immer schnell nach Hause, wo ich sofort die Kleidung wechselte.

Sicher prägte die strenge Haltung unseres Dorfpfarrers mein Bild von der katholischen Kirche. Neben ihm immer dieselben beiden Ministranten. Vielleicht hätte ich gern ministriert, aber anders als in den Nachbargemeinden blieb es Mädchen bei uns verwehrt. Kurz vor der Erstkommunion zählte ich ihm im Beichtstuhl meine Sünden auf, die ich mir vorher zurechtgelegt hatte: Ich habe meinen Bruder geärgert, zu meinen Eltern war ich nicht immer brav. Zur Absolution sollte ich ein paar *Vaterunser* und *Ave Maria* beten. Mit dem letzten »Amen« fühlte ich mich von einer Last befreit, die ich zuvor nicht gespürt hatte. Den endlos langen Predigten unseres Pfarrers wollte ich nicht folgen, ich fand sie langweilig, weil sie nichts mit meiner kindlichen Welt gemein hatten. Um die Zeit rumzukriegen, blätterte ich im Liederbuch und schaute mir Heiligenbilder an. Diese Gottesdienste hatten nichts Fröhliches, keine Liebe erfüllte den Raum, Lachen oder Klatschen waren verboten, die Schafe hatten zu schweigen und zu lauschen.

So zwang mir die Messe eineinhalb Stunden pro Woche eine Bedeutungsschwere auf, die mich einschüchterte. Ich fühlte mich klein, schlecht, unwohl in meiner Haut. Doch meinen Eltern war es wichtig, sonntags in die Kirche zu gehen. Sie meinten, das gehöre zur guten Erziehung. Meinem Bruder und mir sollten die Besuche Werte fürs Leben vermitteln: einander mit Respekt begegnen, aufrichtig sein. Heute denke ich, dass sie uns vor allem aus kleinbürgerlichem Pflichtbewusstsein in den Gottesdienst schleppten.

Fünfzehn Jahre später versuche ich, ein differenzierteres Bild von der Kirche zu bekommen, und treffe in München Rainer Maria Schießler. Einen Pfarrer, der mit Humor die starren Strukturen der Kirche aufbricht. Seine Messen haben Elemente von Stand-up-Comedy, mit Büchern wie *Himmel – Herrgott – Sakrament: Auftreten statt austreten* und *Jessas, Maria und Josef: Gott zwingt nicht, er begeistert* versucht er auf seine Art, Menschen zum Glauben zu bewegen. Schießler polarisiert. Für seine Anhänger ist er einer, der Kirche alltagstauglich, modern macht. Für seine Gegner bloß ein Entertainer, der die Grundsätze der Kirche verrät.

Auch er hadere mit der Institution, sagt Schießler. »Dieses unkontrollierte Reden über die Bibel. Sätze, die 2000 Jahre alt sind

und an die wir uns heute halten sollen. Man braucht ein Korrektiv, Menschen, die sagen, so wird nicht Kirche gemacht. Da gehöre ich dazu. Ich möchte nicht, dass die Kirche unter die Räder kommt.« Er redet viel über den Glauben, dass dieser doch das Wichtige sei, nicht die Institution. Ich wundere mich, wie schnell er beides voneinander trennt. Auch in späteren Gesprächen mit Geistlichen wird mir das immer wieder auffallen. Lässt sich die Mitgliedschaft in der Kirche nur so ertragen?

Bei meinem Hadern mit ihr ist über die vergangenen Jahrzehnte mein Glaube verkommen. Ich habe ihn nicht mehr zugelassen, ihn mir nicht erlaubt, er war einfach keine Option mehr. Groß war der Einschnitt, als Feuerbach und Nietzsche in mein Leben traten. Die Philosophen eröffneten mir einen neuen Kosmos, zeigten mir, dass Gott und Religion menschengemachte Konstrukte sind. Sie sollen das Unerklärliche erträglich machen, die Hoffnung auf etwas Überirdisches, auf das Jenseits richten, und so Leben und Tod einen Sinn geben. Als 18-Jährige gab es für mich keine einleuchtendere Erklärung. Nach all den Jahren in der Kirche, den Hunderten Gebeten, die ich unreflektiert nachplapperte, Beichte, Kommunion und Firmung, hinterfragte ich erstmals ernsthaft die Bedeutung. Gibt es gar keinen strafenden Gott, wie ihn mir die katholische Kirche eintrichterte, dem ich gehorsam dienen muss, weil er im Tod über mein Leben richten wird? In meinem Kopf lösten sich Fesseln. Den Glauben tat ich als Ausflucht ab für diejenigen, die die Willkür unserer Existenz nicht wahrhaben wollen. Ich weiß es besser, dachte ich. Heute weiß ich, dass mein Glaube an die Willkür mir eine tiefe Ratlosigkeit eingepflanzt hat.

Damals bewegte mich der neue Blick auf die Welt so sehr, dass ich im Abitur über Religionskritik referierte. »Ich auch«, sagt Schießler mit Sanftmut in der Stimme, einer unbeirrten Überzeugung in den Augen. Während die Philosophie, die die Existenz Gottes zu widerlegen versucht, ihn in seinem Glauben stärkte, stellte sie für mich alles infrage. Doch aus der

Kirche auszutreten kam mir nicht in den Sinn, als selbstverständlich empfand ich die Zugehörigkeit.

»Wie könnte ich einen positiven Zugang zur Kirche finden?«, frage ich Schießler. »Lass sie einfach in Ruhe, nimm sie nicht so wichtig«, antwortet er. Der Verwaltungsapparat in Rom sei nicht die Kirche an sich, die finde im Kleinen statt, in den Pfarreien.

Mir klingt das zu einfach. Unmöglich scheint es mir, beides voneinander zu trennen. Mit meiner Mitgliedschaft bekenne ich mich zum großen Ganzen, nicht nur zu einer einzelnen Pfarrei.

Am Sonntag nach dem Gespräch besuche ich Schießlers Messe in der Münchner Pfarrei St. Maximilian. Die Kirche ist gut besucht, es wird gelacht und applaudiert. Auch ich fühle mich gut unterhalten. Neben dem Altar prangt ein Banner mit Schießlers Konterfei, daneben steht der Spruch: »Eine leere Kirche kann man nicht für voll nehmen.« Werbung für eines seiner Bücher.

Seit mehr als zehn Jahren war ich in keiner Messe mehr, dennoch erinnere ich mich an jede einzelne Litanei. Ich knie mich nicht hin, gehe nicht zur Kommunion und spreche auch keines der Gebete

mit. Zu groß ist die Distanz zwischen der Kirche und mir geworden. Und doch ergreift mich die Eucharistie, die andächtige Stille, begleitet von sanftem Orgelspiel, die Menschen, die zusammen dasselbe verfolgen: Gott nah sein. Als ich meinen Kopf senke, sehe ich, dass meine Hände gefaltet in meinem Schoß liegen.

Schießlers ungewollene Art, Gottesdienst zu halten, ruft andere Erinnerungen an meine Kindheit hervor. Immer häufiger entflohen wir der Tristesse unserer Gemeinde und besuchten die Messen im Nachbarort. Der Pfarrer zog dort mit mehreren Ministranten ein, viele Mädchen waren darunter. Er veran-

staltete Jugendgottesdienste, eine Band spielte, es wurde geklatscht, am Ende gab es am Ausgang Kaffee und Kuchen. Kirche konnte leicht sein. Spaß machen, lernte ich. Und sie konnte Trost spenden.

Als ich zwölf Jahre alt war, nahm ich mit meiner Mutter an einer Pilgerreise der Nachbargemeinde nach Assisi teil. Ihre Schwester, meine Patin, war gerade verstorben, mit 43 Jahren, Autounfall. In der Pilgergruppe wurde viel gesprochen, viel geschwiegen. Ich fühlte mich fehl am Platz, war gelangweilt, teils genervt von der oft bedrückenden Atmosphäre. Heute weiß ich, dass ich zu jung war, um zu verstehen. Dass ich Trauer anders verarbeitete als meine Mutter. Dass ich heute als Erwachsene dankbar wäre, in einer solchen Situation aufgefangen zu werden, in dieser Gruppe eine Woche lang reden und weinen zu können.

Während Schießler nach der Messe seine Bücher verkauft und signiert, wandere ich durch die Kirche, vorbei an Heiligenbildnissen, dem Beichtstuhl. Die Beklemmung von damals kommt wieder hoch.

Ich erinnere mich an ein einschneidendes Ereignis. Ich war vielleicht 15, saß neben meiner Mutter in der Holzbank. Als zur Kommunion alle aufstanden, um nach vorn zu treten, blieb sie sitzen. Es war ihr erster Kirchenbesuch nach der Scheidung von meinem Vater. Sie wirkte verunsichert. Ihr Leben lang war sie dieser Institution treu gewesen. Dass die Kirche sie von diesem Sakrament nun ausschloss, machte mich wütend. Ich kannte die Gründe für die Trennung meiner Eltern, die Kirche nicht. Warum machte sie es uns noch schwerer?

Viele meiner Freunde und Kollegen haben die katholische Kirche längst verlassen. So wie mehr als eine Million Menschen in Deutschland allein in den vergangenen sieben Jahren. Für viele sind die Missbräuche der Grund, für andere das starre System, manche wollten keine Kirchensteuer mehr zahlen. Ich kann jeden der Gründe nachvollziehen.

Ich stelle mir den Moment meines Austritts vor. Den Moment, in dem ich im Ständesamt unterschreibe, 25 Euro auf den Tisch lege und raus bin. Erleichterung. Und doch bedrückt mich der Gedanke, nicht mehr Teil einer großen Gemeinschaft zu sein – wenn gleich ich mich der Kirche schon lange nicht mehr zugehörig fühle. Sonst treffe ich Entscheidungen rational. Warum fällt es mir hier so schwer?

Präverbale Prägung. So erklärt es der Religionspsychologe Sebastian Murken. Noch bevor wir zu sprechen lernen, verbinden wir

»WIE KÖNNTE ICH EINEN POSITIVEN ZUGANG ZUR KIRCHE FINDEN?«, FRAGE ICH. »NIMM SIE NICHT SO WICHTIG«, SAGT DER PFARRER

demnach mit der Kirche vertraute Geräusche, Gerüche und damit ein Gefühl von Heimat. Dagegen anzukämpfen sei schwierig. »Diese Prägung setzt sich tief im Gehirn fest. Sie kann über das Kognitive, die Großhirnrinde, kaum gelöscht werden«, sagt Murken. In jungen Jahren setzte sich der Einfluss der Kirche fort: mit Erstkommunion und Firmung, die noch vor der rebellischen Phase der Jugend stattfinden.

Klingt nach systematischer Gehirnwäsche, denke ich. Nach der Firmung wurden meine Kirchenbesuche tatsächlich seltener. Meine Eltern legten weniger Wert darauf. Nach der Trennung, ich lebte fortan bei meiner Mutter, bekam auch ihr Verhältnis zur Kirche einen Knacks. Mittlerweile geht sie nur noch selten in die Messe.

In erster Linie, sagt Murken, verbinden wir mit der Kirche Menschen, die uns nahe stehen. Treten wir aus, haben wir das Gefühl, sie zu verraten. Mir kommt meine Großmutter in den Sinn. Sie hat aufgegeben, mich zu fragen, ob ich regelmäßig in den Gottesdienst gehe, mich zu ermahnen, dass ich sonst verloren sei. So wie es ihr die katholische Kirche beigebracht hat: *Extra ecclesiam salus non est*, außerhalb der Kirche gibt es kein Heil. Einen Austritt würde ich ihr erst mal verschweigen. Aber familiäre Zwänge sind wohl nicht mein einziges Problem.

»Wie gut oder schlecht entscheiden Sie sich denn sonst?«, fragt mich Murken.

»Schwer. Ich brauche lange für eine Entscheidung. Habe ich sie aber getroffen, bleibe ich konsequent.«

»Dann wiederholen Sie Ihr Grundmuster. Oft hat das schwere Entscheiden mit Angst vor Verantwortung zu tun. Man möchte die richtige Entscheidung treffen und kontrollieren, was danach passiert.«

Vor knapp zwei Jahren habe ich mich von vielem getrennt: einer langjährigen Beziehung, einer festen Arbeitsstelle, einer Dreizimmerwohnung mit Balkon. Ich habe ein altes Sparbuch aufgelöst, meine Mitgliedschaft im Fitnessstudio gekündigt, die Stadt gewechselt. Radikalkur. Ich spürte, dass ich mein Leben so nicht weiterführen wollte. Mag sein, dass es die erste Lebenskrise um den 30. Geburtstag war, da mir klar wurde, dass ich nicht ewig bin, mit sehr viel Glück zwei Drittel des Lebens noch vor mir liegen, womöglich aber weniger. Zugegeben, dieser Entscheidungsprozess dauerte lange, fast ein Jahr. Abwägen, Zweifel, Angst – wie bei allen großen Veränderungen. Aber am Ende stand sie dann doch: die Entscheidung. Alles, was mich beschwerte, habe ich hinter mir ge-

lassen. Nur eines schleppe ich immer noch mit: die ungelöste Kirchenfrage.

Brauche ich dafür einfach mehr Zeit? Murken rät mir zu einer »innerpsychischen Kosten-Nutzen-Analyse«. Das bedeutet: Gewinn und Verlust bei einem möglichen Kirchenaustritt gegenüberzustellen. »Wenn Sie bei mir in Behandlung wären, würde ich vorschlagen: Wir setzen ein Datum fest, bis dahin fallen Sie Ihre Entscheidung, und die dürfen Sie ein Jahr lang nicht infrage stellen. Danach schauen wir, wie es Ihnen damit geht.«

Ich setze auf Selbsttherapie und schreibe Argumente auf, die für und gegen die Kirche sprechen.

Pro:	Contra:
Vermittlung moralischer Ideale	tatsächlich gelebte Moral
soziales Engagement weltweit	sexueller Missbrauch, Umgang damit
	undurchsichtige Strukturen
	Männerverein
	Unterordnung der Frau
	Ablehnung von Sexualität

Die Argumente gegen die Kirche gehen mir leichter von der Hand. Der sexuelle Missbrauch und seine Aufarbeitung erbosen mich am meisten. Als ich mit Opfern sprach, war ich erschüttert, wie institutionalisiert die Übergriffe stattfanden. Ein Betroffener sagte: »Ich glaube an Gott, aber sein Bodenpersonal ist grottenschlecht.« Die Heuchelei dieser Institution widert mich an, dieser Größenwahn! All das Leid, die unmenschliche Ignoranz gegenüber wehrlosen Kindern, die tragen Versuche der Wiedergutmachung.

Doch nach außen hin die Moral hochhalten, sexuelle Bedürfnisse missbilligen, Verhütung verteufeln. Die Frau als untergeordnetes Geschlecht ansehen, sie von sämtlichen Ämtern ausschließen. Auch das bringt mich zum Schäumen. Weil diese apodiktischen Grundsätze rückständig und fernab der Lebensrealität sind. Ja, ich empfinde sie sogar als menschenfeindlich. Als aufgeklärte Frau muss es schwerfallen, die Überzeugungen dieses Männervereins zu akzeptieren.

Ich spreche mit einer Person, die meine Gedanken hoffentlich verstehen kann – vor allem, weil sie selbst eine Frau ist: Margot

Käßmann, ehemalige Ratsvorsitzende der Evangelischen Kirche in Deutschland. »Das Frauenbild in der katholischen Kirche finde ich sehr fragwürdig, und die Sexualitätsfeindlichkeit ist ein großes Problem«, sagt auch sie.

Ihre Meinung interessiert mich, weil sie die Kirche als Apparat kennt, aber als Protestantin einen distanzierten Blick auf die Katholiken hat. »Unsere Art in Deutschland, Kirche zu sein, ist sehr institutionalisiert. Und wenn Institutionen zu etabliert sind und bürokratisch werden, verkrusten sie.« Die katholische Kirche brauche Veränderung, doch das könne nur von innen heraus funktionieren. »Darum werbe ich dafür, in der Kirche zu bleiben, trotz vieler Schattenseiten.«

Käßmann erzählt von einem Besuch in Bolivien, wo Menschen drei Stunden Fußmarsch auf sich nehmen, um in einer Holzbaracke gemeinsam die Messe zu feiern. »Sie fühlen sich glücklich in dieser Gemeinschaft. Diese Freude, dazuzugehören, fehlt uns hier in Deutschland oft.« Und dann fasst sie meine größte Angst, meine größte Sehnsucht in Worte: »Dieses Gemeinschaftsgefühl ist auch eine Beheimatung in einer Welt, die immer heimatloser wird, in der alles egal ist, wo Grenzen überschritten werden.«

Ja! Vielleicht suche ich nach einem Platz im Leben. Vielleicht erhoffe ich mir tief im Inneren, ihn in einer Gemeinschaft wie der Kirche zu finden. Ich beneide Menschen, die das geschafft haben, ich halte sie für die glücklicheren. Ich war selbst in Südamerika unterwegs und weiß: Käßmann hat recht. Immer wenn ich eine Kirche sah, zog es mich hinein. Manchmal setzte ich mich in den leeren Raum. Und war erstaunt, dass die Atmosphäre nicht nur Beklemmung, sondern auch eine tiefe Ruhe in mir auslösen konnte. Manchmal stieß ich zu einer Messe, die Bankreihen meistens voll besetzt. Oft kam jemand auf mich zu und bat mich herein. Nicht ernst waren ihre Gesichter, sondern entspannt, voll Freude. Sie feierten das Leben, statt sich ihre Sünden vorzuwerfen.

Als Zweiflerin, die ich immer schon war, ertappe ich mich regelmäßig bei der Frage, was das denn alles soll, wofür unsere Existenz gut ist, meine Existenz. In solchen Momenten wünsche ich mir, ich könnte mich, umgeben von Gleichgesinnten, in eine Messe setzen, die mir Trost spendet, mich mit Sinn und Hoffnung erfüllt. Ich kann es nicht, kann weder an die Kirche glauben noch an das Gottesbild, das sie verehrt. Zwischen mir und den anderen steht meine Skepsis wie eine Mauer, die sich nicht einreißen lässt. Als

würde ich nach etwas greifen und es doch nicht fassen können. In manchen Momenten ist es zum Verzweifeln.

Dass ich mich schwer aus den Kirchenstrukturen lösen kann, überrascht Michael Schmidt-Salomon nicht. »Es ist schwer, jemanden mit Argumenten von einer Überzeugung abzubringen, zu der er nicht durch Argumente gefunden hat«, sagt der Philosoph und Vorstandssprecher der Giordano Bruno Stiftung, die sich gegen Religionen, dafür für einen weltlichen Humanismus ausspricht. Laut ihm befinde ich mich in einem Hamsterrad. »Wenn ich Zweifel habe und einen Als-ob-Glauben lebe, macht das nicht glücklich. Wenn ich nur so tue, als ob ich meine verstorbenen Lieben im Himmel wiedersehe, aber nicht daran glaube, dann ist das kein Trost, sondern ein zusätzlicher Schmerz. Das bringt einen noch mehr in die Verzweiflung«, sagt Michael Schmidt-Salomon, der sich schon lange von der Kirche verabschiedet hat.

Als er in der Schule die Religionskritiker kennenlernte, handelte er konsequenter als ich und trat aus. Heute stellt er die Kirche öffentlich infrage, er ist einer der bekanntesten Religionskritiker Deutschlands. Was rät mir jemand, der es geschafft hat, dem Hamsterrad zu entspringen? Man könne, sagt Schmidt-Salomon, das Verhältnis zur Kirche sehr wohl mit einer Partnerschaft vergleichen und sich fragen: Halte ich diese Widersprüche aus? Komme ich weiter in dieser Beziehung, oder hemmt sie mich? Sind die Überzeugungen der Kirche welche, hinter denen ich stehe?

Nein, nein und nicht genug.

Als ich den Hörer auflege, ist er wieder da, dieser Moment wie damals im Religionsunterricht. In dem alle Irrationalitäten, Sehnsüchte und Ängste verschwinden und der Logik Platz machen. Der Moment, in dem alles Sinn ergibt, weil es eben keinen Sinn ergibt: Ich muss austreten.

Ein letzter Termin auf meinem Entscheidungsweg steht noch aus. Ich besuche Ludwig Schick, Erzbischof von Bamberg,

ICH HABE DIE KIRCHE DURCH MEIN LEBEN GESCHLEPPT WIE EIN STOFFTIER, DAS MIR EINST VERTRAUTHEIT GAB

einen ruhigen, überlegten Gesprächspartner, der häufig mit Zweiflern zu tun hat. Eine Dreiviertelstunde sitze ich mit ihm in seinem Bischofshaus. Er kennt das Dorf, in dem ich aufwuchs, es ist Teil seiner Diözese.

Für die Gegenargumente, die mich am meisten beschäftigen, zeigt er Verständnis, er könne mein Hadern nachvollziehen. Das Frauenbild der Kirche, ihren Umgang mit Missbrauch und Sexualität bezeichnet er dann aber als »äußere Dinge«, entscheidend sei der Glaube. »Sie werden in einer Institution immer Dinge finden, die Sie nicht mögen. Das fängt bei der Familie an«, sagt Schick. »Man muss

sich fragen, will ich mit den negativen Dingen auch die positiven aufgeben?«

Ich erzähle von meiner Kindheit, meiner Großmutter, die als Einzige in der Familie noch fest im Glauben steht. Einem strengen Glauben, der mich eher abschreckt als mitreißt. Sie hält Unglück, das einem widerfährt, für die Strafe Gottes. Sie hält das Leben für eine Probe, bevor nach dem Tod das Paradies wartet. Doch mir sei der Himmel verschlossen, weil ich nicht zur Messe gehe. »Die Oma mag verschrobene Ansichten haben«, sagt Schick. »Aber ihr Glaube hat doch ein ganzes Leben lang getragen und ihr sicher vieles gegeben.«

So habe ich es noch nie gesehen. Vielleicht habe ich nie richtig hingehört, wenn mir Großmutter Geschichten von früher erzählte. Wie oft ihr »der Herrgott« in ihrer schweren Kindheit und später während des Krieges beistand. Wie oft er der einzige Hoffnungsschimmer in einer trostlosen Welt war. Ihren Glauben wollte sie weitergeben, an ihre Töchter und an mich, ihre Enkelin. Sollte ich versuchen, die Kirche nicht als defizitäre Organisation zu sehen, sondern als ein Stück Familientradition? Als würde

ich einen wertvollen Ring erben und ihn weitertragen.

Ich verlasse das Bischofshaus durcheinander, aber mit einer seltsamen Zufriedenheit. Mit dem Gefühl, meinen Frieden mit der Kirche irgendwie schließen zu können.

Ich ergänze meine Liste.

Pro:	Contra:
Vermittlung moralischer Ideale	tatsächlich gelebte Moral
soziales Engagement weltweit	sexueller Missbrauch, Umgang damit
Gemeinschaftsgefühl	undurchsichtige Strukturen
Familientradition	Männerverein
	Unterordnung der Frau
	Ablehnung von Sexualität

Wochenlang denke ich über die vielen Gespräche nach – und über mich. Darüber, wer ich bin, wer ich sein will. Ob die Kirche zu mir passt oder ob sie ein Relikt aus meiner Kindheit bleiben wird. Ja, ich kann mich schwer entscheiden. Brauche Bedenkzeit, bis ich eine Veränderung bewältigen kann. Zögere die endgültige Entscheidung hinaus in der Hoffnung, dass es eine Wendung gibt, ich doch einen Zugang finde, ich mich irre – wenngleich ich tief im Inneren schon die Antwort habe, nur zu feige bin, sie zu akzeptieren. So geht es mir mit der Kirche seit Jahren. Ich habe sie durch mein Leben geschleppt wie ein Stofftier, das mir einst Vertrautheit gab, aber heute nur noch Erinnerung an dieses Gefühl ist. Egal, wie sehr ich daran festhalte, die Emotion kommt nicht mehr zurück.

Es wird mir nicht leichtfallen, aber ich werde nun tatsächlich austreten. Nicht aus Trotz, nicht als Enttäuschte, die ich lange war. Ich werde gehen in Frieden.



CHRISTINA FLEISCHMANN

Früher gab es für unsere Autorin keinen 24. Dezember ohne Christmette. Die hat sie schon lange nicht mehr besucht. Und stattdessen ein anderes Ritual gefunden: Sie schmückt Stunden über Stunden den Weihnachtsbaum.